



Zur Ruhe gebracht

Der Rückweg vergeht schneller als der Aufweg in die Berge. Gerade jetzt sehne ich mich nach einem langen, knorrigen Stab, auf dem ich meinen Körper beim Bergab-Laufen abstützen könnte. Durchweg bin ich aufmerksam, ob mir nicht ein solcher am Wegesrand ins Auge fiel, jedoch ich sehe keinen. Selbst ein einfacher Hut wäre mir recht gewesen.

Tatsächlich bin ich die Wanderung so weiter Strecken nicht gewohnt und die Sonne erschwert mir den Weg weniger als meine Gelenke. Seit Kindheitstagen leide ich unter mangelhafter Ausdauer. Nun, da ich mich bereits den ganzen Tag auf den Beinen bewege, vernehme ich einen stechenden Schmerz in den Schultern und dem Rücken allgemein; beides sehnt sich nach Ruhe und einer liegenden Körperhaltung. Doch bedeutet das Gute daran, dass mich der Schmerz der Erschöpfung weitertreibt, immer näher auf mein Zuhause hin, wo ich gewiss Ruhe und Erleichterung vorfinden werde.

Wir treten aus Nordwesten nach Fornburg ein und passieren am Rübenfeld Litas und Divannos Bäckerei. Nun endlich sehe ich auch einmal diesen Teil Fornburgs. Darren führt mich geradewegs in Richtung seines Hauses, wo uns Catla aus der Entfernung bemerkte und Darren sogleich zuruft, er möge zu ihr kommen, um ein Feuer im Kamin zu entfachen.

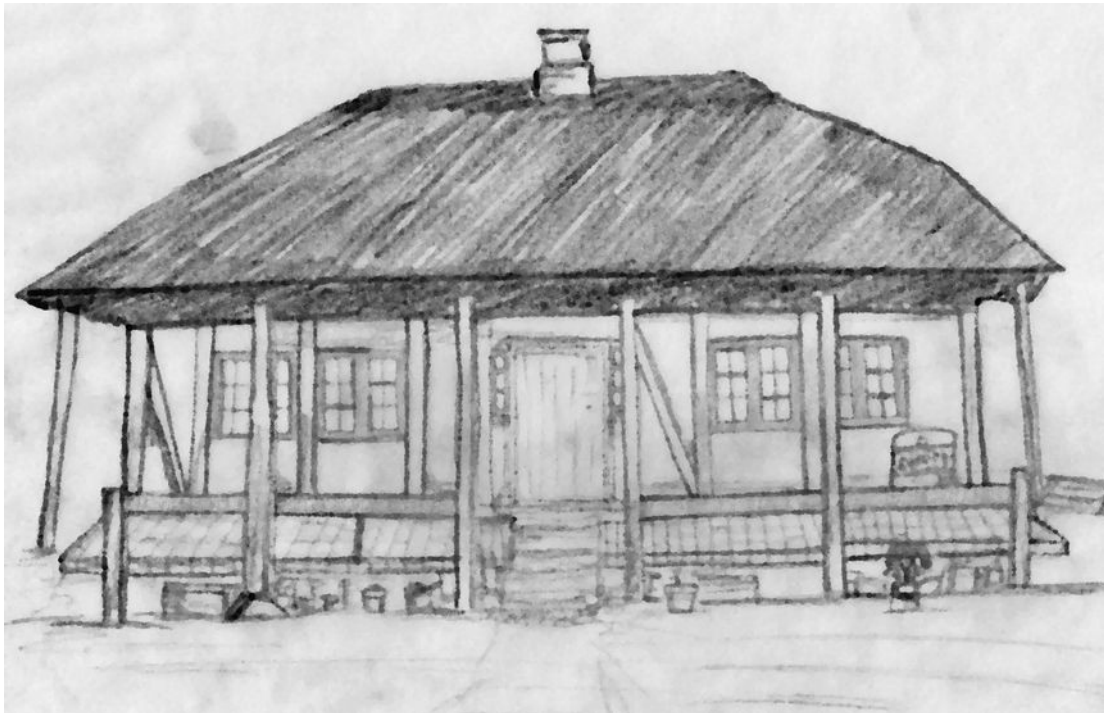
Ich atme tief und gehe einige Schritte mit geschlossenen Augen, um die Sinneseindrücke mit Ausnahme meiner Augen besser und konzentrierter zu erfahren. Es riecht nach Stall, nach Regen, nach salziger Luft. In der Ferne höre ich das Meer branden, manchmal klingt es nach Wellen, die sanft auf einen flachen Strand aufspülen. Möwen kreischen in der Luft, vielleicht ist es auch ein Schwarm Stare. Das grelle Sonnenlicht erkämpft sich meine Aufmerksamkeit zu-

rück und reißt mich aus dem benebelnden Traum. Angesichts eines Wiedersehens mit Anniek befinde ich die Wirklichkeit ohnehin als weitaus schöner.

Irgendwo bellt ein Hund. »Wer hat denn hier einen Hund?«, frage ich.

»Oh, das ist der alte Filzteppich von Clyde, der Schmiedehund, wie wir ihn scherzhaft nennen. Weil er weder Angst vor der heißen Schmiede noch den lauten Hammerschlägen hat.«

»Vielleicht ist nur sein Gehör schlecht«, bemerke ich daraufhin.



Catla tritt auf die Veranda des kleinen zweiteiligen Hauses und reibt mit einem Besen den Stubensand über die Holzdielen. Dann bürstet sie ihn ins Freie und streut eine weitere Hand auf.

»Noch immer bei der Arbeit, Catla?«

Sie denkt nach und gibt von sich, wie ich es erwartete: »Der Tribut für das Vorrecht leben zu dürfen ist, mit seinem Tagewerk zu beginnen, sobald die Sonne aufgeht!« Inzwischen betritt Darren die Veranda und öffnet seine Jacke.

»Hattet ihr einen schönen Tag?« Sie küssen sich.

»Ja, ich denke, er war nicht vergeudet.« Dabei wirft er mir einen verschmitzten Blick zu, solange ich vor den Veranda-Stufen ausharre. Catla bemerkt die Birnen und trägt sie ins Haus.

»Was ist das dort für ein Schuppen?«, zeige ich auf die neben dem Wohnhaus befindliche Bretterbude mit dem Hühnerstall davor.

»Das ist die Werkstatt, mit Geräten, die man so braucht. Ich bin Tischler, schon vergessen?!«

Er lacht abermals mit mir und gibt mir freundlich zu verstehen, dass es für ihn schwerer sey sich in meine Lage zu versetzen, als ich bereit bin, mich hier einzufinden. Solange wir uns Freunde nennen, so pflegen wir den Umgang wie zwei Fremde. Jedoch, irgendeine Magie bindet uns aneinander, wie Kriegskameraden, oder, allgemeiner gesprochen, Männer, die zusammen Abenteuer bestanden haben und dadurch für immer vertraut geworden sind. Die Wahrheit ist: Er kennt mich nur ungenügend und ist nun um eine Verbesserung des Zustands bemüht. Ich dagegen komme ihm entgegen, so gut ich meinen Verstand auf ihn, zwischen all den neuen Eindrücken, zu konzentrieren vermag.

»Vielleicht solltest du jetzt zu Anniek zurückkehren. Sie wird schon auf dich warten. – Und nimm Birnen mit!«

Als er sein Haus wieder verlässt, steht Catla an seiner Seite und reicht mir ein kleines Stoff-Säckchen.

»Da sind Gewürzblätter drin, für die Suppe. Die beruhigen den Magen und die Nerven. Ich habe heute mit Anniek beim Tee darüber gesprochen.«

»Anniek war hier?«

»Ja!«, nickt sie beiläufig und begibt sich wieder ins Haus. Auch Darren verabschiedet sich und wünscht mir eine sichere Überfahrt nach Ibyko – wir würden uns in den nächsten Tagen wiedersehen. Und hoffentlich wieder gemeinsam in den Hügel herumklettern, entgegne ich.

Froher Gesinnung schreite ich die letzten Wege durch Fornburg bis zum Fischer. Unterwegs treffe ich niemanden, es dämmerte bereits. Unscheinbar bemerke ich das Kerzenflackern in der Nachbarn Fenster. Auch Stimmen vernehme ich, die sich im auffrischenden Wind und dem Grollen der Brandung vermischen.

Obwohl ich von ›Nachbarn‹ spreche, kenne ich doch niemanden von ihnen, nicht einmal Anniek: Vielleicht ist das der Fluch eines Verstorbenen, wenschon ich weder Leid noch Strafe erkennen kann. Ich wähne mich alleine — und bin es in Wahrheit nicht. Dadurch könnte es meine Aufgabe bedeuten zu begreifen, dass ich eben nicht von Fremden umgeben bin, sondern von rechtschaffenen, mich weisenden und hütenden Mitmenschen. Einer Gruppe Lebender, die ist, wie die ganze Welt sein sollte.



Ich gebe zu, dass ich auch Anniek nicht so sehr kenne, wie ich möchte, und das stimmt. Bedenkt man es genau, erlangt man die Erkenntnis, dass kein Mensch auf der Welt einem wirklich vertraut ist; weder Eltern noch Geschwister. Birgt nicht ein jeder seine Geheimnisse und verführt damit Bekannte, diese zu lüften? Kämpft man nicht ein Leben lang um die Integrität seiner Privatsphäre und muss ständig fürchten, mit der Offenlegung vertrauter Sehnsüchte und Vorlieben blamiert zu werden?

Hier in Fornburg dagegen interessiert sich niemand dafür. Man ist froh, wenn man Teil der Gemeinschaft wurde, indem man sein Wissen und Können teilte und weitergab. Und war dem nicht so – stellte sich ein Ankömmling wie ich gegen all die vorgelegten, vorzüglich präparierten Leckerbissen wie dem natürlichen Anrecht auf eigenes Land und ein Heim, die Ressourcenteilung, die Befreiung jedweder Existenzängste ... – und wollte doch nur er selbst sein, unabhängig, frei im Geist, frei im Sein; man ließ ihn sein, was er wollte! Man trennte sich unkompliziert von dem Menschen, der seinen eigenen Weg zu gehen willig ist! Ich sehe darin seit meiner Ankunft eine Neuinterpretation der rücksichtsvollsten Maxime, die ich mir vorstellen kann: »Tue keinem das an, von dem du willst, dass es dir selbst geschehe – und wahre die Freiheit eines jeden mit dem Einsatz deiner eigenen Freiheit.«

In Wahrheit hätte ich noch vor Jahren meine linke Hand hergegeben, wenn ich nur an mehr Fotografien von meinem geheimen Schwarm, nämlich Anniek, gelangt wäre. Ich träumte regelrecht davon, wie ich mich ihrer Fotoalben und Tagebücher bemächtige und darin etwas über mich lese. Heute weiß ich es freilich besser: Nicht nur, dass ich zu jedem beliebigen Zeitpunkt meine liebe Anniek im wirklichen Abbilde sehen kann; auch wünsche ich mir unverhehlt, dass sie bestimmte Geheimnisse für sich bewahre; Dinge, von denen ich niemals etwas erfahren darf und will. Ebenso halte ich es. Umso mehr freue ich mich auf meine Heimkehr, zu erfahren, was sie über den Tag erlebt hat.

Je näher ich dem Ufer komme, desto näher komme ich meinem Leben. Einem Leben, das mir niemand wegnehmen konnte, das niemand zu beeinflussen die Fähigkeit besaß; das ewig existieren wird, wenn es nur überliefert werde. Dieser schlichte Gedanke befriedigt mich ungemein: Er verspricht — nein, garantiert diejenige Sicherheit, die ich in meinem alten Leben stets gesucht, nie gefunden habe. Aber ich suchte auch in einer Welt, in der dem Wort »Garantie« nicht die gleiche Aufmerksamkeit zukommt wie in Fornburg.

Je länger ich darüber nachdenke, desto kürzer werden meine Schritte, desto länger der Weg. Erinnere ich mich dagegen an mein Heim auf Ibyko und Anniek, scheine ich mich schneller fortzubewegen. Als würden mich die Zweifel ausbremsen, am Vorankommen hindern; während mich die schönen Gedanken vorantreiben.

Ich spüre nicht länger die schmerzenden Füße oder den verspannten Rücken; viel eher verliere ich den Kontakt zum Grund, schwebe über die Straße, entledige mich eines alten Teils von mir, der mich jahrelang belastet hatte: Die Furcht, in einer aus Geldwirtschaft und Eigennutz aufgebauten Gesellschaft unterzugehen.

Irgendwann stehe ich am Wasser und stelle mit Erstaunen fest, dass ich über gar kein Boot verfüge, um nach Ibyko überzusetzen. Es ist, als wollte ich von einem fernen Ort mitten in der Nacht mit dem Auto nach Hause fahren und würde verblüfft über zwei aufgestochene Reifen stutzen; unwissend, wie es weiterginge; wie ich nach Hause finde.

Entlang der Uferlinie steht sich ein einziges Haus, eher eine geräumige Hütte. Mir ist es bei jedem einzelnen Mal bisher aufgefallen, sobald ich mich der Küste, aus Ibykos Richtung kommend, annäherte. Vor der Hütte trocknen weite Netze auf Spießeln, sind teilweise löchrig, besitzen mit Algen verkrustete Schwimmkörper. Ein paar Reusen sind, mit der Öffnung nach unten, am Fuß der Spieße angelehnt; zusätzlich stecken etwa drei Klafter lange Ruten — Angeln — unter den Reusen im Sand und zeigen über Nacht gen Himmel. »Er nutzt offenbar sein ganzes Repertoire!«, denke ich mir und meine freilich den Fischer, dessen einzige Beschäftigung das Fangen von Meerestieren ist. Mal scheint er mit dem Boot hinauszufahren, um Netze und Reusen einzuholen; mal angelt er wohl aktiv. Oder beides. Wie auch immer, ich bewunderte immer schon diejenigen Berufe, die, wie keine anderen, körperliches Geschick und Mühe abverlangen, und doch am wenigsten Beachtung finden. (Es gibt Leute, die sitzen tagein tagaus in einem Büro vor einem Computer, mit einem Telefon in der Hand. – Und nennen das: Arbeit!) In welcher Gesellschaft ist ein Fischer, ein Rübenbauer, ein Müller, ein Schmied schon ein angesehener Beruf? – Vielleicht nur hier.

Die Luft riecht nach Fisch, aber angenehm, sodass sie Appetit auslöst. Im nächsten Moment verschwindet die duftende Brise, tauscht mit der ebenso wohlthuenden salzigen Luft aus dem unendlichen Meer im Osten.

»Nimm' ihn nur, ich bin einverstanden. Bringe ihn mir einfach morgen früh zurück.«

Ich erschrecke nicht. Der Fischer sprach mich aus der Dunkelheit an und steht nun neben mir. Selten geschieht, dass mich etwas so erstaunt; dieser Moment gehört dazu. Die tatsächliche Furchtlosigkeit beweist mir abermals, dass ich in diese Welt gehöre, unter ihre Menschen. Ich bin Teil der Gesellschaft, integriert wie ein zuvor fehlendes und ersehntes, nun die Lücke passend ausfüllendes Mitglied.

»Was meinst du?«, frage ich, zur Seite schielend. In seinem Mund steckt eine Pfeife, und er starrt aufs Meer wie ich. Vielleicht meint er seinen schlanken, am Steg festgebundenen Kahn?

»Woher wusstest du ...?«

»Ich konnte es mir schon denken, als deine Gefährtin heute Nachmittag mit eurem Kahn nach Ibyko übersetzte. Sie dachte bestimmt nicht daran, dass du dann hier stehen würdest und nicht weiter weißt. Sie muss sich noch ebenso zurechtfinden lernen wie du. – Was mich angeht, bin ich ein Mensch, dem selten eine Überraschung oder etwas Unerwartetes widerfährt. Weil mir meine Fantasie dazu verhilft, mit allem Möglichen zu rechnen! Darum habe ich dich erwartet.«

»Wirklich? So ein Mensch bin auch ich!«, rief ich begeistert aus: »Mich kann auch nur selten etwas überraschen, aus gleichem Grunde! Nun, manchmal macht es mir Angst.«

»Erzähle«, bittet er und wir setzen uns vor seine Hütte. Es geschieht, wie so oft, für meine Sinne unbemerkt, da er mich an der Schulter führend zu seinem Heim bringt und wir nun, auf der Bank nebeneinander Platz genommen, auf das vom Halbmond leicht erblasste Meer hinaussehen.

»Meine zukünftige Geschichte ist ungewiss«, fahre ich fort, während er an der Pfeife zieht: »Vielleicht nicht ungewiss, aber wenigstens verborgen. Ich sehne mich nicht nach dem Wissen von Morgen; dieses Streben ist stets fruchtlos und lenkt mich von der wesentlichen Gegenwart ab!«

»Eine vernünftige Erkenntnis«, bemerkt der Fischer und erweckt in mir den Eindruck, dass er nicht immer in diesem Beruf tätig gewesen ist. Überhaupt imponiert mir seine Haltung mir gegenüber: Er hatte sich mir im spitzen Winkel zugewendet, schaute aber nie an mir vorbei. Ganz im Gegenteil fixierte er mich bedächtig

und ließ zu keiner Sekunde den Augenkontakt fallen; hantierte, als einzige Beschäftigung, mit seiner Pfeife.

»Jedenfalls kann Fantasie gelegentlich ein Ärgernis sein«, erkläre ich, »Vor allem, wenn man zu viel davon hat. Man beginnt, sich alle nur vorstellbaren Begrifflichkeiten und deren Kombination als Szenario auszumalen, insbesondere die schlimmen, zu fürchtenden Begebenheiten: Was wäre, wenn meine Frau stirbt? Mein Kind entführt würde? Die Antwort darauf suche ich in der Reflexion auf mich selbst und der Frage: Würde es mich noch überraschen, wenn mir jemand mitteilt, dass dieses oder jenes geschehen ist?«

»Ist denn dieses oder jenes schon einmal vorgekommen?«

Ich streiche mir mit dem Finger durch den heranwachsenden Bart und überlege einen Augenblick: »Mir fällt kein Beispiel ein«, gestehe ich ein und er macht mit seinen Händen die Bewegung eines »Hab' ich dir doch gesagt!« Aber das stellt mich nicht zufrieden:

»Abgesehen davon – strengt mich allein das ausladende Gedankenspiel an, und hält mich davon ab, mich auf andere, vor mir liegende Dinge zu konzentrieren. Deshalb könnte ich wohl auch nie Kriminalermittler werden. Für den Beruf eines Polizisten bin ich ein viel zu großer Zweifler: Kein Beweis wäre mir Beweis genug; nie würde ich einen Fall zum Abschluss bringen!«

»Und trotzdem gibt es einen Grund, weshalb du stattdessen Naturforscher geworden bist; weshalb du die Eindrücke aus der wirklichen Welt in deinem Kopf zu einer Fülle von Möglichkeiten verschmelzen lässt!«. Seine Worte trösten.

»Ach tatsächlich?«

»Aber ja! Ich jedenfalls vermag mir zweifellos zu denken, dass alle großen Naturforscher viel Fantasie gehabt haben müssen! Denn sie ist es, die dir ermöglicht, vorhandene Kenntnisse zu solchen zusammenzufügen, an die zuvor niemand gedacht hat!«

Er mag rechtbehalten. Auch mir ist die Idee vertraut, dass die Qualität eines Wissenschaftlers nicht in der Zahl seiner Erkenntnisse oder in der Spezialisierung eines bestimmten Fachgebietes liegt, sondern der Fülle seiner Interessen. Mag man ihm nachrufen, dass dieser Umstand sein in vielen Gebieten nur »halbherziges« Wis-

sen bedingt; doch hat er vermutlich mehr vom Leben gesehen als jeder Kritiker. Was mich angeht, erweitere ich derzeit mein »Fachwissen« auf diese Welt.

»Vielleicht solltest du aufbrechen«, schlägt er vor und klopft seine Pfeife aus, indem er sie am Kopf haltend gegen die Kante der Bank zwischen seinen Beinen schlägt. Die Asche des Tabaks oder, was immer er auch rauchte, bröseln heraus.

»Gleich, Freund. Ich will dir noch etwas sagen: Du wirst das nicht wissen, aber



ich vertreibe mir die Freizeit seit meiner Kindheit mit der Schriftstellerei.«

»Ich dachte mir so etwas«, lächelt er.

»Jedenfalls verbaute ich in einigen meiner Erzählungen eine Figur namens Saphiransheril, die ich ursprünglich als Manifestation meines Gewissens ansah. So etwas wie eine allwissende, beratende Instanz, mit der Arroganz mir zu widersprechen, und mich trotzdem lernen zu lassen.« Der Fischer schweigt, obwohl mir seine Augen Verständnis dafür zeigen, was ich ihm eigentlich sagen will.

»Na ja, und es kommt mir also vor, als wärst du wie mein Saphiransheril.« Dann ist es mir peinlich, mich ihm, den ich kaum kenne, so geöffnet zu haben. Obwohl es weniger als Geständnis denn als ein Kompliment anzusehen war.

»Ich versichere dir, junger Mann, dass ich dein ›Saphiransherik‹ nicht bin«, grinst er ohne Zurückhaltung: »Aber ich werde immer ein offenes Ohr haben!«

Das genügt mir und ich entziehe mich der quälenden, da nicht vollends verstandenen Verlegenheit durch den Abschied und spreche Dank für die Leihe seines Boots.

»Das ist ein Kahn, kein Boot!«, wirft er mir hinterher. Konnte er etwa auf die gleiche unheimliche Weise meine Gedanken lesen wie mein Gewi...?!

Still schwanken meine Gedanken, wie der Kahn in den flachen Wogen. Und obwohl die Überfahrt nur kurze Zeit währt, kommt sie mir jedes Mal ewig vor. Sie ist zu einem besonderen Moment in meinem Leben geworden; wie eine passiv erfahrene, heilende, stärkende Meditation.

Soweit meine Gedanken zurückreichen, habe ich aus der Stille und Einsamkeit unerreichte Kräfte gewonnen: Gesteigerte Ausdauer, verringertes Kälte-Empfinden ...; auch erweiterte Kreativität zählt zu diesen »Kräften«. All diese Eigenschaften erfuhr ich bisher nur an einem Ort, ironischerweise ebenfalls auf einer kleinen, jedoch dünn besiedelten Insel: Die schlichte, geradezu unauffällige Eleganz dieses Landes, seiner Pflanzen und sonstigen Lebewesen; die Unverständlichkeit der wechselhaften atmosphärischen Zirkulation, die Dauer der als verstrichen geglaubten Zeit – all das war mir wiederholt Anlass zur Erkundung der Landschaft und damit einhergehend meiner Seele. Stundenlang konnte ich in den Dünen liegen und schrieb frühe Gedichte, während das besinnliche Wechselspiel zwischen erfrischendem Herbstwind und gerade noch wärmender Vorwintersonne zu keinem Konsens gelangen konnten.

In der Tat wurde mir nicht kalt, Hunger trat zurück; ich neigte dazu, in unerschöpflichem Elan dieses Eiland zu umrunden, und ergab mich keiner nennenswerten Erschöpfung. Jedenfalls möchte ich glauben, dass nicht meine jungen Jahre, sondern der besondere Zauber der ersehnten Einsamkeit Ursache dieses Phänomens gewesen ist.

Immer wieder vergewissere ich mich der Natur meiner glücklichen Lage, indem ich das Gesicht der Quelle des Windes entgegenrichte und zu begreifen suche, was, außer dem Wind, mir noch gegen die Haut schlägt. Da ist eine flüchtige Wärme, gelb und streichelnd der Farbe nach, obwohl die Sonnenscheibe beinahe unter der Horizontlinie liegt. Mein Atmen geht schwer, und verharre ich zu lange in dieser unbewegten Lage, würde ich aufs Meer hinaustreiben. Das Fehlen jedweder Fluginsekten (aufgrund des beständigen Küstenwindes) sterilisiert mein Empfinden: Nun gibt es nur noch mich und die Luft; das wankende Boot unter meinen Füßen bedeutet mein wechselvolles, unstetes Leben, und verhält sich ganz gleich bezüglich der Ironie, dass viele den sicheren Halt im Boot – ihrem Leben – suchen, wo sie doch vom unendlichen Meer und der Welt umgeben sind, in die sie nur einzutauchen brauchen, um mehr aus sich zu machen. Für manche sinkt das Boot und sie laufen ratlos vom Bug zum Heck; gehen mit ihm unter. Was ich dagegen mit der Ankunft in diesem Leben getan habe, war der Entschluss, aus dem Boot zu springen und gen Horizont zu fliehen. Ich vollbrachte dies, weil ich mich ein Leben lang darauf vorbereitet habe; oder in den Worten dieser blumigen Analogie: das Schwimmen erlernt habe!

Es wird Zeit die Laterne, die mir der Fischer geliehen hatte, eine Stufe heller zu drehen. Das hölzerne Ruder poltert im Bootsrumpf, als ich mir eine Hand freimache, um den Docht heraufzudrehen. Das Geräusch aufeinanderschlagenden Holzes wirkt wie ein belebender und die Erinnerung behellender Herzschlag; in mir die Ahnung zeugend, diese Welt, dieses Boot, dieses Geräusch schon seit Jahren zu kennen. Dieser Impuls erwacht abermals, wie ich am Steg auf Ibyko anlande und mein Kahn gegen den bereits Angebundenen stößt, sowie als ich das Tau um den Pfosten lege und anzurre. Das Knarren, das Quietschen, das Krachen des trocknen Holzes – heilige

Töne aus meiner Erinnerung; dem Leben, dem ich nie zuzuhören bereit gewesen bin.

Ermattet klettere ich auf den Steg und versichere mich noch einmal, dass der Knoten sitzt. Die Dämmerung hat ihren Wirkungsbereich ausgedehnt und erschwert mir den Unterschied zwischen Pfad und Gebüsch zu erkennen. Da fällt mir ein, dass es noch immer Stellen auf der kleinen Insel gibt, die ich noch nicht betreten habe. Und obwohl das jemandem selbstverständlich vorkommen sollte – schließlich lebe ich erst seit wenigen Tagen hier! – berauscht mich das Gefühl, schon immer hier gelebt zu haben: Leuchte ich voraus, überblicke ich den Fußweg zum Haus, den ich mit verschlossenen Augen hätte gehen können. Leuchte ich stattdessen mit der Laterne in die Büsche, stelle ich fest: »Jawohl, dort bin ich noch nie herumgekrochen!« Ein einzigartiges Bekennen! Wie Schwerelosigkeit für die Sinne! (Und die erdrückende, die Realität mit Wichtung versehende Schwerkraft für den Glauben.)



Nach wenigen Minuten kommt mir unser Heim so nah, dass ich den weißlichen Rauch wie Wattebüschel aus der Esse aufsteigen sehe. Die beiden der Front zugeordneten Fenster schimmern gelblich hinter ihrem hölzernen Fensterkreuz und intensivieren meinen Wunsch nach Heimkunft. Umso mehr, da hinter dem Fenster jemand auf- und abgeht.

Der säuerliche, beißende Geruch meines Schweißes steigt unter dem Hemd hervor, dringt in meine Nase und anschließend ins Gehirn; erweckt mein Schamgefühl und verleitet mich nach kurzem Beschluss dazu, vor dem Zusammentreffen mit meiner Frau noch ein Bad zu nehmen.

Die Dämmerung verbreitet sich mit gleichem Vorsatz, wie der Mond aufsteigt, sodass sich das Licht der Finsternis über der seichten See in Waage hält. Kühl wird mir sogleich, als ich das Hemd ablege, dann Hose und Schuhe. Noch viel kälter ist das Meerwasser. Nur ein paar Meter von der Uferlinie entfernt ist es tief genug, um

bis zum Hals darin zu verschwinden. Der Wind lässt nach, die Wogen glätten sich, das Mondlicht funkelt nicht länger im Meer – es spiegelt nur noch.

Als würde ich im Blut eines Toten baden, ward es still und kalt. Die Emotionen treten zurück; das Verständnis, das Erwägen, die nie endende Arroganz und Dummheit zu glauben, alles erklären zu können – und eigentlich gar nichts zu wissen.

Das salzige Wasser wäscht Dreck und Schweiß herunter und dringt tief in mein Inneres vor. Mit geschlossenen Augen gehorche ich dem mir zgedachten Schicksal; wollte sterben und abermals auferstehen, um das Wunder Fornburgs neu zu begreifen. Auf Grundlage welcher Taten wird mir dieses Glück zuteil?! Es kann doch nicht von Bedeutung gewesen sein, dass ich verirrt Touristen den Weg zeigte; Studenten ihre Fragen beantwortete; ich das mit Prinzipien erfüllte Leben im Wege meines gefionistischen Glaubens als erfüllend ansehe? Wenn es nur so geringes, in meinen Augen mühelos und freizügig Selbstverständliches auszuführen gilt – weshalb kann jemand wie ich dann mit so Wunderbarem belohnt werden? Weder erfasse ich meinen ungezügelden Geist noch das zweifelnde Wesen in mir, durch das ich oft schon »nährisch« geschimpft wurde. Ich bin nur ich; will nur ich sein; will alles sein, und wieder gar nichts. Verlange ich zu viel, wenn ich mich nach dem sehne, das ich längst habe?

Gleichwohl mir die Kälte der umgebenden Elemente zusetzt, fühle ich eine damit einhergehende, unumkehrbare Anpassung an den hiesigen Naturraum. Das salzige Wasser fließt über die an der Luft liegende Haut ab, während sie trocknet. Meine Pupillen folgen jedem Tropfen zurück zu seinem Ursprung. Durch die salzige Luft kribbeln Rücken, Schultern und Brust; die Augen tränen, die Wimpern verkrusten. Aber all das ist in Ordnung – ich fühle mich wie ein Schwein im nassen Schlamm. In diesen Minuten werde ich tatsächlich Teil des Habitats, immunisiert gegen die heimischen Infektoren und Gifte, das Klima, den Tagesrhythmus. Daran erinnerte ich mich noch minutenlang, während ich am Ufer neben meiner Kleidung hocke und der nächtliche Wind die verbliebene Nässe abreibt. Die Hände stütze ich nach hinten ab, der Mond erhellt meinen nackten Körper.

»Ich bin, was ich bin«, sage ich zum Meer, gleichwohl ich mein Bekennen an Anniek richte: »Ich bin kein Schwätzer, nur zur Hälfte Träumer. Was ich spreche, das

meine ich. So wie mich die mir selbst auferlegten Prinzipien erdrücken, so sehr befreien sie mich; machen mich selbstbewusst und angreifbar. Mit der Realität bin ich ebenso vertraut wie ich fern von ihr stehe. Und was dir als gegensätzliche Verse im Ohr erklingen – mein Dasein ist nun einmal zwischen zwei Welten gebannt – von dem brauchst du nur zu wissen, dass es wahr ist. Ich werde dich niemals belügen. Ich werde dich ewig lieben. Das ist mein Fluch.«

»Ich bin dir Fluch?«, ertönt es hinter mir und ich murmle im Gleichzug des wendenden Gesichts: »Das könnte zur Gewohnheit werden!«

Anniek setzt sich mir gegenüber und macht ein fragendes Gesicht. »Ich meine, dass ich nicht erschreckt werden kann, wenn mich jemand von hinten anspricht. Das tat vorhin der Fischer mit mir und ich verhielt mich genauso.«

»Dhuma?! Ich hatte ihn eher für einen direkten Typ gehalten. Nicht für jemanden, der sich um des saglosen Profilieren willens anschleicht!«

»Nein, nein. Das hast du falsch verstanden!«, korrigiere ich sie: »Ich merke nur häufiger, dass ich hierhergehöre. Vor allem, an deine Seite. – Was den Fluch angeht: Es verhält sich nicht so, wie es klingt! Du bist keine Last für mich. (Impliziert ein Fluch nicht eine Qual oder Belastung?) Ganz im Gegenteil! Du bist in meinen Augen der Wertbegriff von Freiheit, unnachahmlichen Mut, Lieblichkeit. Wahrscheinlich sogar Intelligenz und mehr, obwohl ich nicht an die Messbarkeit oder Vergleichbarkeit von Intelligenz glaube.«

»Ist es nicht eher dein inneres Träumen, das dich stärkt?«, lächelt sie geschmeichelt und ich entgegne bestimmt:

»Nein. – ›Du‹ bist die Quelle meiner Träume, meiner Fantasie. Und damit eine stützende Säule meiner Identität und Integrität! So vieles ist durch deinen Einfluss entstanden, dass ich mich kaum an alles erinnern kann! Einstmals benannte ich sogar eine alte Bratsche nach dir, kannst du dir das vorstellen?« Sie schüttelt mit dem Kopf und wir lachen.

»Ich nannte sie ›*La ravissante Anniek* – Spiele sie, wenn du liebst.« Doch erst vor Kurzem kam mir der Gedanke, dass meine anfangs so unbedarfte Beziehung zu dir nicht den Grund hatte, dass du dich nicht spielen ließest; nein, vielmehr war es so, dass du ›verstimmt‹ und angebrochen warst, ich dich aber aufnahm und zu lieben

lernte. Um aber auf den Fluch zurückzukommen; Ich bin ein Mensch, der nicht nur anders agiert, sondern auch anders denkt. Der sich bemüht, zumindest mit einer seiner zahlreichen Facetten an der Verbindungswand zur üblichen Gesellschaft seiner Mitmenschen anzudocken, und verborgen zu halten, das es zu verheimlichen gilt. Unter dem Deckmantel der Schriftstellerei lässt dieses eigenartige Menschenwesen eingeschränkt teilhaben an seinem inneren Universum der Überheblichkeit, das er am liebsten für sich behalten will – da er Neider und Konkurrenten fürchtet. Aber mit der Zeit hat er auch erkannt, dass ein Strudel von gehaltvoller, der Menschheit nutzender Philosophie mit seinem Weg einhergeht, den er zu teilen sich verpflichtet fühlt. Zu sinnen, kann schwer und zeitraubend sein. Und da du mich bei jeder Schrift inspirierst, bist du mein Fluch. Und ich liebe diesen Fluch – ich liebe ›dich‹, Anniek! Und wenn mich diese Tätigkeit eines Tages das Leben kostet – auch dann hättest du Anteil daran. — Und es ist gut!«

Ihre Liebe vervollständigt mich; gleicht all die Lücken aus, die meine Unkenntnis aufgreift. Kein einzelnes Wort fiel mir ein das zu beschreiben, das sie mir ist. Vielleicht muss dieses Wort erst noch erdacht werden, vielleicht ist seine Erklärung umfangreicher als vermutet. Immerhin gibt es Worte, für die gibt man einfach ein Synonym an und sie sind hinreichend erklärt: Zum Beispiel »Bett«, das sich leicht mit »Schlafstätte« übersetzen lässt. Ein Wort wie »Traum« erschwert das Umschreiben umso mehr; es bedarf vieler Sätze, bis es hinreichend geschildert ist. Und ebenso ist es mit dem (noch nicht vorhandenen) Wort für dasjenige, das Anniek für mich darstellt. Aber seine Erklärung, die gibt es bereits; es ist meine Hauptschrift.

»Möchtest du noch hier draußen sitzen? Ich sehe das bei der Kälte gar nicht gern. Außerdem ist das Abendessen fertig.«

»Oh!«, erwidere ich erfreut, »Was gibt es denn?«

»Fisch! Sogar selbst geangelt.« Sie hilft mir meine Sachen zusammenzufinden und leuchtet mit der Laterne aus.

»Geangelt hast du? Hier auf Ibyko?«

»Ganz recht, Dhuma hat mich mit einer Angel und Ködern ausgestattet.«

»Dann gibt es jetzt wohl eine Sache mehr, die wir ihm zurückbringen müssen«, stelle ich fest.

»Eigentlich sagte er, ich dürfe die Angel behalten.«

»So? Na gut. – Komm, zurück zum Haus. Hungrig bin ich. Und wo hast du das Angeln gelernt?«

»Das konnte ich schon als Kind. Aber da waren es Seen. Das Meer ist etwas anderes: Das Wasser kommt nie zur Ruhe und ständig treibt der Köder fort. Trotzdem gelang es mir, zwei, was auch immer, Fische zu fangen.«

Als wir das Haus erreichen, riecht es nach gebratenem Fisch. Anniek hatte ein kleines Grubenfeuer errichtet, um das flache Holzbretter gesteckt worden waren. Die Fische waren jeweils halbiert worden und auf den Brettchen mit einem Haken befestigt. Anniek beugt sich nieder und wendet die Fischhälften, sodass sie von der anderen Seite braten können.

»Eine bemerkenswerte Methode!«, staune ich: »Woher weißt du das nun wieder?«

»Kann es sein, dass du mich unterschätzt?«, schmunzelt sie mir zu. Abgesehen von der dogmatischen Wahrheit dieser Vermutung – ich traue mich in der Tat nicht, den Umfang ihrer Talente und Fertigkeiten abzuschätzen – interessiere ich mich allein für ihre Antwort.

Letztlich gibt sie ihre Geheimnisse nicht preis und bewahrt so etwas unserer gemeinsamen Vergangenheit: Mein ewiges Streben, neugieriges Forschen, Zeitnehmen, Darüber-Nachdenken, Träumen und Spekulieren, manchmal auch aktives Spionieren – all das, um wieder ein winziges Detail über meine Angebetete zu erfahren (welch' emotionalen Überdruck bewirkte doch stets ein neues, mir unbekanntes Bild von ihr!). Und nun, da ich jeden Tag mit ihr zusammen sein kann; sie nach allem fragen darf, das mich fesselt – da fürchte ich die Freiheit. Ich fürchte sie, weil sie Anlass sein könnte, zu vieles von meiner geheimnisvollen Göttin auszudenken. Sie wie ein »Ding« zu missachten, wenn ich genug über sie weiß und mir nicht mehr interessant genug ist. Ich bin jedoch froh und erstaunt zugleich, dass es trotz meiner Erfahrungen der letzten Wochen noch nicht soweit gekommen ist.

Zunächst gehe ich ins Haus und lege meine Sachen ab. Gerade als ich wieder zur Vordertür hinausgehen und Anniek hilfsbereit zur Hand gehen will, kommt

mein Gedankenbann mir mit dem Fisch entgegen und hält mich zum Platznehmen an. Bei Tisch unterhalten wir uns weiter:

»Wo warst du heute als erstes, nachdem ich mit Darren aufgebrochen bin?«
Der Fisch mundet vorzüglich und ich zerlege die Mahlzeit mit freudigem Gesichtsausdruck in kleine Happen.

»Zunächst bin ich ein wenig in Fornburg herumgelaufen.«

»Dann hast du sicherlich schon mehr gesehen als ich!«, scherze ich.

»Mag sein! Vor allem die zukünftige Schule wollte ich mir ansehen.«

»Und?«, frage ich aufmerksam und lege die Gabel endlich beiseite: »Wie schaut sie aus?«

»Gar nicht schlecht! Sie ist zwar in dem uns beschriebenen Zustand, aber solide und geräumig. Ich habe das Haus nur von außen inspiziert. Wegen vor die Tür genagelter Bretter kam ich nicht hinein. Es sollte alles in allem ein großartiges Schulhaus abgeben, wenn Darren seine Reparaturen durchgeführt hat. – Wo wir gerade davon sprechen: Wart ihr erfolgreich unterwegs? Was gibt es noch für Lande hinter Fornburg?«

»Die Landschaft ist wunderschön, Anniek. Ich könnte mich dort tagelang aufhalten und unendlich wohlfühlen!«, schwärme ich. Aber Anniek macht ein bedrücktes Gesicht: »Oftmals kann ich meine Gefühle nicht zurückhalten und später kehrt die Besinnung zurück. Was ich sagen will: Am meisten habe ich mich heute gefreut auf meine Rückkehr und auf dich. Und bald schon werden wir gemeinsam über die Hügel westlich vom Dorf wandern!«

»Ja, das sollten wir tun«, bekundet sie mit friedfertigem Lächeln: »Auch Fornburg hat viel zu bieten! Wusstest du, dass es hier zwei Ochsen mit langen geschweiften Hörnern gibt? Oder ...«

»Moment. Du sagtest ›lange, geschweifte Hörner‹? Etwa eine Armlänge lang? Mit braunem, kurzzotteligem Fell?«

»Ja, das stimmt!«, beantwortet sie besorgt.

»Kann das wirklich sein, dass ...?!«

»Was ist? Was meinst du?«

»Ich meine damit, dass es sein könnte, dass ... Ich meine ... – Hier wundert mich eigentlich gar nichts mehr!«

Anniek macht ein Gesicht wie »Nun sag' es endlich!«

Und ich sage es ihr: Dass es sein könnte, dass man sich hier Auerochsen als Hausrinder hält. Dass dies der vielleicht einzige Ort ist, an dem der Auerochse noch nicht ausgestorben oder weggezüchtet worden ist. Das lässt sie sprachlos werden. Denn ebenso wie die Einwohner von Fornburg erkannte sie nicht, was sie da vor sich haben. Und betrachtet man es aus anderer Sicht, scheint es den Fornburgern eigen, von lauter Schätzen, oder vielmehr: einzigartigen und erstrebenswerten Orten, Berufen und moralischen Vorstellungen umgeben zu sein – und sie dabei für so gegeben zu halten wie die rechte Hand. Ein Volk, das weder um Aufklärung bittet, noch derselben bedarf.

Zuletzt bekunde ich Anniek mein Interesse an den Tieren, das natürlich aus meinem tiefsinnigen Verständnis an der Paläontologie hervorgeht. Wie oft schon bekommt ein Lehrling der Fossilienkunde die Gelegenheit, sich der Richtigkeit seiner Vermutungen zu vergewissern? Zu prüfen, ob das jederzeit Angenommene stimmt?!

Daneben haben mich Rinder schon immer begeistern können: Denn im Unterschied zu vielen anderen gehaltenen Nutz- und Schoßtieren erfüllen sie einen vollkommenen Zweck dem Menschen: Sind Arbeitskraft und nach dem Tod Nahrung, Kleidung, Werkzeug und Baumaterial. Sogar ihre Exkremeente lassen sich als Dünger verwerten. Einer solchen Art würde auch ich Huldigung darbringen, so anachronistisch der Kult um Tieranbetung auch erscheinen mag. Wie ich oft sage: Wissenschaft und Spiritualität – v. a., wenn sie keinem schadet – müssen sich durchaus nicht ausschließen!

Wer sich jedoch im Fundamentalismus seines Glaubens verirrt, bewegt sich bezüglich Perspektive und Sinn seines Daseins auf Messers Schneide: So könnte ein Naturwissenschaftler niemals an »Gott« glauben; schon nach einem Semester Studium kämen seinem Verstand die beispielsweise biblischen Lehren als viel zu naiv vor: Er kann stattdessen an das glauben, das mit Sicherheit außerhalb der erfassbaren Realität liegt – z. B. die Ereignisse in einem Traum oder das Nachleben. Aber er solle bitte nicht versuchen, die natürlichen Abläufe auf diesem Planeten mit übernatürli-

cher Gotteswirkung zu erklären! Denn das gelangt zu ebenso wenig Konsens wie die spontane Umwandlung einer Blaufichte zum Hinterhuf eines Auerochsens.

Anniek befindet diesen ungezügelten Gedanken als bemerkenswert, auch wenn sie ihn, als Nicht-Paläontologin, nur unvollständig nachvollziehen kann.

»Wo bist du denn noch gewesen?«, treibe ich die Unterhaltung voran.

»Nach der Besichtigung des Schulgebäudes ging ich auf den Marktplatz zurück und trank aus dem Brunnen. Thelan, der Gewürzkrämer, überraschte mich und begann ein Gespräch über Nichts: das Wetter und seine Interessen.«

»Small Talk?«, spottete ich.

»Ja, aber er blieb jederzeit freundlich und ehrenhaft. Ohne falsche Absichten. Weißt du, ob er eine Frau hat?«

»Nein, das weiß ich nicht.«

»Jedenfalls erzählte ich ihm auch etwas von uns.«

»Tatsächlich? Was denn?« Meine Befürchtung, Anniek könne sich leichtgläubig jedem Fremden anvertrauen, bestätigte sich nicht:

»Ich sagte ihm, dass ich unser Haus gemütlicher einzurichten beabsichtige, und fragte ihn nach Rat. Thelan erwähnte, dass neben einer wohlgefälligen Einrichtung auch ein zusammengetragenes Lebensmittellager dazugehöre, um jederzeit und nach dem spontanen Geschmack kochen zu können, wie er sich ausdrückte. Und ich stimmte zu.« Nickend tue ich meinen Teil.

»Und dann erreichte ihn der Gedanke, mich Anteil an dem haben zu lassen, dessen er am meisten kundig ist – dem Wissen über Kräuter und würzende Pflanzen.«

»Sag' nur, du konntest ihn so sehr bezirzen, dass er dir von seinen geheimen Sammel-Standorten erzählt hat?!«

»Genau das hat er!«, bestätigt Anniek ernst, da sie den Witz nicht verstand.

»... Also war ich ein paar hundert Schritte vor den Toren Fornburgs und ging durch die dichte Heide. Thelan hatte mir beschrieben, dass ich dem Flüsschen Ellrich nach Westen folgen muss, bis ich eine ausgeprägte S-Kurve erreiche. In den Beugen wachsen jeweils Weiden, die mit ihren Zweigen die Wasserspitze berühren, und um

diese herum solle Liebstöckel und Beifuß wachsen. Und er hatte recht! Sogar Pilze fand ich unterwegs – dort hängen sie ja!«

Anniek zeigt auf die über dem Kamin gespannten Schnüre, worauf Scheiben aus braunem und weißem Pilz aufgereiht worden waren.

»Ich wollte ganz einfach«, fährt sie fort, »dass wir unabhängiger werden, was unser Lebensmittellager angeht. So kam ich ins Dorf zurück und stellte mich den Einwohnern vor – da bringt man jeweils eine Zeit zu, wenn man immer wieder zu Tee eingeladen oder im Austausch für ein Schwätzen andersartig gefesselt wird!«, lacht sie heraus und ich umschließe die Hand, die sie auf dem Esstisch abgelegt hatte: »Und unter diesen war keiner«, fasst sie mit ausklingender Stimme zusammen, »den ich nicht gerne wiedersehen wollte.«

»Jeder von ihnen hat dir etwas mitgegeben, wenn ich das richtig sehe?«

Mein Blick wandert auf das Lagerregal bei der Küche, das mit Bechern, Säcken und Dosen aufgefüllt war, wie ich es morgens noch nicht gesehen hatte. Anniek steht auf und zeigt mir alles:

»Man hat uns reich beschenkt, das reicht uns beinahe über den Winter! Wir haben nun Sellerie, Kartoffeln und Karotten, einen Räucherschinken, Walnüsse und eine Dose Schmalz. Das Mehl hier kann ich zum Backen gebrauchen. Und ... – wie heißt er noch? Ich vergesse immer seinen Namen – gab mir sogar eine Handvoll Tütchen mit Gemüsesamen! So können wir selbst hinter dem Haus anbauen!«

Sie klingt zuversichtlich und orientiert sich wohl an den umfangreichen Gärten, die zweifelsohne jeder Fornburger unterhält. So sicher bin ich mir nicht, ob der im rauen Wind gelegene, ungeschützte Inselboden-Garten ein Erfolg sein würde – aber innerlich entspricht sie dem, das auch in mir vorgeht: Unabhängig zu sein, obwohl man bereits auf einer Insel am einsamsten Ort der Welt lebt.

»Und was ist dort drin?«, zeige ich auf das kleine, auf dem Kamin-Sims liegende Ledersäckchen. »Das ist etwas Besonderes; ich kannte es auch nicht«, holt sie es schwärmend herbei. Sie zieht an dem Knoten in der Lederschnur, auf die Holzperlen aufgereiht worden waren, und darbietet den Inhalt – ein bräunliches Pulver. »Das sind zermahlene Wurzeln von Gänsefingerkraut!«

»Aha«, werte ich ungläubig und zerreiße eine Probe zwischen den Fingern:
»Und was macht man damit?«

»Man kann es mit Getreidemehl vermischen. Damit werden die Backwaren sü-
ßer«, grinst sie unverhohlen.

»Lasse mich raten: ein Geschenk von Lita und Divanno?« Sie nickt, noch immer
das leuchtende Grinsen aufgesetzt.

»Da fällt mir ein, ich habe noch einen Beutel für dich – von Catla. Sie sagte, du
wüsstest damit anzufangen.«

»Ja!«, erinnert sie sich und nimmt den Beutel an sich: »Ich war heute Nachmit-
tag zum Tee bei ihr.« Ich habe so eine Ahnung, was darin sey.

»Und diese Birnen stelle ich hier ins neue Lager«, fahre sie fort und lege das
Obst zu den anderen Konserven ins Regal. Auch ein großes Stück Zunderschwamm
nehme ich heraus und lege es neben die zermahlenden Wurzeln auf den Kaminsims.
Dann schüre ich das Feuer.

»Was ist das?«, hält sie das Mitbringsel in der Hand.

»Zunderschwamm! Ich dachte mir, das könnten wir auf jeden Fall im Haushalt
brauchen. Und was die Natur uns bietet, das lasse ein in dein Haus! Oder wie hieß
das?! Normalerweise sollte man den Zunderschwamm vor Gebrauch »salpetisieren«,
aber Salpeter müsste ich erst noch finden. Früher hat man den Schwamm in Stücke
geschnitten, gekocht und beim Trocknen mit einem Holzschicht weichgeklopft, bevor
man darauf urinierte – wegen des Stickstoffs. Aber ich glaube, darauf können wir
hier verzichten.« Sie sieht mich staunend an. »Tja, alles für bessere Brenneigen-
schaften!«, bestätige ich.

»Und trotzdem stört es uns alle nicht, dass uns hin und wieder ein paar Zuta-
ten fehlen, nicht wahr?!«

Anniek hat es verstanden: Es ging nicht um Zeit oder Arbeitsleistung, Erfül-
lung von vermeintlich unumgänglichen Verträgen, Zugeständnissen, unhaltbaren
Versprechen. All diese selbst auferlegten »Pflichten« machten nicht bessere, moder-
nere Menschen aus uns; ganz im Gegenteil: Schon vor langer Zeit nahmen wir uns
selbst den Freiraum, über Geist und Welt zu philosophieren; zu studieren und uns zu
erfreuen an dem, das die natürliche Umwelt uns bietet. Wer auch immer dagegen-

zuargumentieren versucht: Sowohl Antrieb als auch erstes Wort sind falsch und verschwendet. Ich habe recht.

Wie sehr ich mir wünsche, dass die Menschen mehr wie ich seien: Würden sie der Natur und den sie umgebenden Menschen selbiges Verständnis entgegenbringen, das auch ich aufzuwenden bereit bin, würde diese Welt von gänzlich anderen Werten dominiert sein: Prinzipielle, offensichtliche Machterzeugnisse, aus denen Erfolg, Wohlstand und sogar Bedeutsamkeit abgeleitet werden wollen, könnten zurücktreten. Dahingegen erscheinen die verborgenen, aber in meinen Augen moralisch wesentlichen Attribute wie Hilfsbereitschaft, Aufopferungswille und Gerechtigkeitssinn heller; treten in die Aufmerksamkeit der entwöhnten, fehlgeleiteten Menschheit ein und finden auch unter dieser ihre Anhänger. Umso mehr bestärkt es mich, Vorbild zu sein. Abgeleitet aus meinem derzeit verfügbaren Glück und meiner – vielleicht auch nur im Zirkelschluss erkannten – Vergangenheit wünschte ich, mein atypischer kultureller und kreativer Intellekt sey auf meine Alkohol- und Nikotin-Abstinenz zurückzuführen. Das muss selbstverständlich nicht zwingend richtig sein – viele große Schriftsteller und andere Künstler vollbringen ihre erstaunlichsten Werke erst im Zustand des Rausches! Doch erzeuge ich bei klarem, ungetrübtem Bewusstsein meine innigen und philosophisch rätselhaften Schriften.

Ich gehe mit einem unverkennbaren Stolz in die Welt und zeige unverblümt, was ich von ihr, das heißt ihrer Behandlung durch den von der Vernunft abgekehrten Menschen halte. Insgeheim erhoffe ich mir davon Aufmerksamkeit. – Doch nicht um meiner Eitelkeit willen! Nein, meine Absichten sind selbstlos und ehrenhaft; ich will Auflehnung und Zuneigung zur Agonie demonstrieren; will verdeutlichen, dass allein mit Mut jedwede fixe Idee in die Tat umgesetzt werden kann; dass Angst lediglich die Botschaft trägt, dass sich nicht unterzuordnen, sondern aufzubegehren ist. Solange ich mit dieser Initiative auch nur eine kleine Gruppe vernunftbereiter Leute beeinflusse, ist mir dies jede Bloßstellung und Entwürdigung wert.

Insgesamt glaube ich, die Probleme der heutigen Gesellschaft zu bekämpfen, komme dem Versuch gleich, einen Patienten mit Blutvergiftung durch Beine-Hochlegen, Hemd-Öffnen und lautes Ansprechen zu kurieren. Stattdessen ist ein vollständiger Neubeginn erforderlich, eine Neugeburt.

Anders als der letzte Absatz nahelegen könnte, bin ich weder Prophet noch ›Retter der Menschheit‹. Und obwohl mein Interesse an gesellschaftlichen Verbesserungen nicht Prestige-trächtiger Absicht entspricht, habe ich diese Welt noch nicht aufgegeben. Derzeit mag ich mich an einem Ort aufhalten, an dem mir die Entwicklung des Rests der Menschheit meine Aufmerksamkeit nur marginal erfasst. Jedoch halte ich durch meine Aussagen und Erinnerungen weiterhin den Kontakt ›zur alten Welt‹ aufrecht.

Ich muss eingehend betonen, dass ich mich nicht aus Gründen des Eigennutzes oder der persönlichen Profilierung wegen am Verbessern der Welt hervorspiele. (In Wahrheit versickert jeder Gedanke an Profilierung in dieser Umgebung und dieser Gesellschaft im unweigerlichen Nichts!) Jedoch wäre es schön, deutlich zu wirken und trotzdem anonym im Hintergrund zu verweilen. Die Lösung sehe ich in der Reformation der schulischen Ausbildung von Kindern und Jugendlichen. Dabei vermittelt ein namenloser Lehrer moralische Konsistenten und philosophisch anzustrebende Werte unter dem Deckmantel der bereits seit Jahrzehnten bewährten generellen Akzeptanz.

Das vom Wesen bestimmte Problem, das ich in meiner seltenen Funktion als Lehrer sehe, ist, dass sich die Menschen der Befähigung entsagen einzuschätzen, wie unwesentlich ihre täglichen Probleme tatsächlich sind. Daher fordere ich im Sinne der für jeden Menschen philosophischen Erkenntnis, wie unbedeutend wir uns im Maßstab des Universums darstellen, ein essenzielles Grundwissen in Astronomie und Geologie. Allein dadurch wird man zur erhabenen Übersicht befähigt, sowie zu Demut und einem eleganten Lebensstil. Dieser von mir angestrebte Zustand einer wenigstens initialen wissenschaftlichen Bildung darf aber nicht als Zwang verstanden werden, vielmehr als Entscheidung zur Erweiterung seiner geistigen Möglichkeiten. Ebenso muss Vorsicht gewaltet werden, denn der Weg eines Wissenschaftlers kommt ab von seiner ursprünglichen Form – nämlich sein Leben in Ausrichtung, aber allgemein befriedigendem Erkenntnisgewinn zu erforschen – und wandelt sich heute zu einer kaum mehr als Gefahr für das Selbstbild wahrnehmbaren Prozessierung einer ›Karriere durch Ansehen‹.

Mir sey erlaubt, das kurz auszuführen: So ahnde ich die Vorgehensweise und derzeit bevorzugte Praxis der weithin als Wissenschaft bezeichneten Religion der Angeberei und Selbst-Huldigung; der Vorstufe zur sozusagen bewertenden Quantifizierung von Intelligenz. Ich wollte während meiner akademischen Laufbahn beispielsweise nie die »Weltformel« finden, die alles und jedes Phänomen erklären kann. Ein bestimmtes Taxon als Leitfossil auszurufen oder mit einem Isotopen-Verhältnis den weltweiten Salzgehalt im Meer zu korrelieren, halte ich weder für möglich noch erstrebenswert. Viel wichtiger ist es, so meine ich, dass jedwede für die Wissenschaft gefällige Entdeckung ausreichend gut dokumentiert wird, und deren Bedeutung nur richtungsweisend zu interpretieren. Diesen Leitgedanken habe ich oft vorgetragen, und auch jetzt soll er zur Unterstreichung meiner unbeirrbarren Ansichten dienen.

Anniek und ich schwatzten noch wenigstens eine Stunde, bis uns die Müdigkeit unterbrach. Dann folgte jene von mir als selig gesehene Zeit, die zwischen dem Abendmahl und der Bettruhe liegt; jene in die theoretische Melancholie abschweifende Phase, die letztlich nur von Erinnerung und grundloser Zufriedenheit durchbrochen wird. Alle Lichter im Haus – mit Ausnahme einer Kerze – zu löschen, ist gerade dieser gleichgültigen, zurückgezogenen Atmosphäre gerecht.

Nun hat sich diese einzige Sehnsucht meines Lebens auf ihre Betthälfte bequemt und ruht bereits mit halb verschlossenen Augen. Währenddessen habe ich im Schaukelstuhl in der Raumnische Platz genommen und das große Buch über Fornburg liegt in meinem Schoß. Wäre ich aufmerksam genug, ein weiteres Kapitel zu lesen?

In Liebe denke ich an Anniek, ewiger Mittelpunkt und Quelle meiner Anbetung und geistigen Stärke. Ich schaue auf sie herab – gerade habe ich mich neben sie aufs Bett gesetzt und drücke mit dem Rücken das Kissen zurecht – und stelle fest, niemals Worte finden zu werden, die Zuneigung zu ihr zu umschreiben; es sey denn, ich erfinde sie. Selbst dann ist es das gleiche wie zuvor: Niemand wird dieses ›Gefühl‹ für sie nachvollziehen können, solange er nicht ich ist.

Mit der Hand fahre ich der Schlafenden durch die blonden Haare und streichle ihre Kopfhaut. Noch während sie schnurrt, bewege ich mein Gesicht auf ihren Haar-

schoopf zu und jedes ihrer Haare kitzelt mich hundertfach um Mund, Nase und Augen. Ich lächle. Dies zu erwähnen ist nicht trivial, sondern substantiell. Denn erst wer die unscheinbaren Empfindungen zu würdigen weiß, tut gleiches mit sich selbst.

Das neue Kapitel, das ich mit einem gekonnten Fingergriff im Kompendium über Fornburg aufschlage, beginnt mit den erbaulichen Worten

»Gib' so viel du willst, nimm' so viel du brauchst.«

Als Reaktion auf das Gelesene lege ich das Buch wieder in den Schoß und starre nachdenklich in die Dunkelheit des Zimmers. Mein Blick erfasst erst das eine, schließlich das andere Objekt im Raum, weder zu wissen, was es war, noch warum ich es nicht festhalte. Symbolisch gesprochen, ist mein Blick wie ich selbst, wenn man davon absieht, dass ohnehin beides vom gleichen Individuum stammt: So bin auch ich unsterblich in meinen Gedanken, ständig mit der Vorbereitung und dem Abschluss irgendwelcher Vorhaben beschäftigt. Auch weiß ich nicht wirklich, wer ich sey: Einen Namen zu nennen und dabei auszurufen: »Das bin ich!«, so wie viele andere vorgehen würden, erscheint mir nicht angemessen. Denn was ist schon ein bedeutungsleerer Name?

Mag sein, dass diese Haltung Ursache dafür ist, dass ich so oft meinen Künstlernamen wechselte – um mich neu in meiner Einzigartigkeit zu identifizieren. Aber es bedeutet auch, dass die mich einhüllende Oberfläche wandelbar ist. Der Geist in dieser Hülle, mein Geist, füllt ihn aus wie Luft einen Ballon. So kann die Hülle (der Ballon) gedrückt und verletzt werden, mein Geist wird sich daran anpassen. Und wenn die Hülle zu sehr verletzt wird, und ich sterbe, werden meine Angehörigen und Freunde nur die Hülle sterben sehen. Unwissend, dass mein Geist freigesetzt ist und ins Nachleben entschwindet.

So regt mich bereits der erste Satz des Kapitels zum Philosophieren an und lässt mich fragen, weshalb nicht ich auf eine so kluge Wortfolge gestoßen bin. In der Tat vereint sie die Weisheiten aus tausend Generationen und zweifelsohne ließe sich ein Buch nur mit ihrer Interpretation ausfüllen.

Was den Aphorismus selbst angeht, glaube ich ihn zumindest auf halbem Wege instinktiv vorzugeben. Das Verhalten der Einwohner Fornburgs reflektiert unmittelbar auf diese Maxime. Und auch ich möchte mich Teil dieses gesamtheitlichen Wesens nennen, das mir so sehr entspricht, als sey es meiner kreativen Befassung entsprungen.

Und wie lange habe ich auf den Moment gewartet, da man meine Abnormität akzeptiert und nicht länger die gemeinhin sichtbare Gesellschaft als Maßstab verwendet! Wie sehnsüchtig wartete ich auf tolerante Worte: Hätte ich beispielsweise mein Kind nach einem Stern benannt oder den Gebrauch des Geldes in jeder Hinsicht abgelehnt! Wie gerne hätte ich jedem einzelnen ins Gesicht geschrien: »Du kannst mich mal!«, der glaubt es bestünde eine Art Gesetz, was richtig und falsch sey, was normal und was »anormal«.

Wer bestimmt schon, wem welches Land gehört oder was er tun darf?! – Sey es durch die reine Botschaft oder das unsichtbare Gesetz selbst. Ist nicht jeder Mensch frei auf der Welt, sodass jedem alles gehört? Sind wir mittlerweile nicht hinreichend evolviert, um uns friedlich um die Nutzung von Lebensraum und Ressourcen zu bemühen?

Die Wirklichkeit verkehrt sich in die Richtigkeit des Unerwarteten: So könnte man behaupten, dass der Tod nicht länger zu fürchten sey, wenn man von der Erhabenheit des ihm folgenden Ortes wisse. Und ebenso sehe auch ich meine Optionen; meine offen ausgelegten Karten, die ich auszuspielen habe: Während alle anderen über die ihnen zugesteckten oder vermissten Trümpfe jammern beziehungsweise sich ergötzen oder gar neiden, weiß ich derweil, dass all das zusammen nur ein dummes Spiel ist. Wie die letzte Karte ausgespielt – und hat man sich auch den höchsten Trumpf bis zuletzt bewahrt – so endet das Spiel, und ändert doch nichts an meinem Dasein.

Viele Begebenheiten meiner Vergangenheit könnte man als Austrag von Spielkarten ansehen, vieles wird von mir nicht anders wahrgenommen und erfährt deshalb Verachtung oder Gleichgültigkeit. Was wäre beispielsweise, wenn mich jemand zu peinigen versucht, indem er ein Kindheitsfoto von mir vor Annieks Augen führt? Wie »erwachsen« bin ich damit umzugehen? Und wie verhält sich Anniek? Müsste ich

im gleichgültigen Ton dem Peiniger nicht mitteilen: »Ich würde Anniek nicht lieben, wenn ich nicht davon ausginge, dass sie klug genug ist, derartigen Unsinn zu ignorieren!«? Und so zeigt sich, dass man sowohl die Menschen als auch die für real und veränderlich gehaltene Welt beeinflussen und sogar beherrschen kann, wenn man nur die Fantasie besitzt, sie sich von Grund auf neu zu erdenken.

Sollten nicht ferner, so überlege ich weiter, die uneindeutig geformten Begrifflichkeiten wie ›Besitz‹ und ›moralisches Ideal‹ substituiert und neu erlernt werden? Möchte man nicht die Zeile der Menschheit auf unverbrauchte, und doch nur in Vergangenheit geratene Werte neu ausrichten? (So wie der Mensch sich oft darin gefällt, in ein neues Kleid zu hüllen; sich dabei ›anders‹ oder ›weiterentwickelt‹ zu nennen, und im Inneren doch dasselbe unkontrollierte Vieh zu bleiben?) Ums Verbleiben weigere ich mich zu schämen für den wunderbaren Gedanken, die Menschheit entwickle sich auf wissenschaftlichem und kulturellem Niveau, allein und im Stolz die Aufgabe vor Augen sehend, die Nutzung seines Lebensraumes soweit zurechtzubiegen, dass jeder Mensch ausreichend mit Grundbedürfnissen versorgt werde, und dennoch Ressourcen verbleiben, um die Tiefen des Planeten und die Weiten des Kosmos zu erforschen? Ganz ohne den Fehlgedanken der Profilierung oder am Instinkt festgehaltenen Selbstschutzes? Sind nicht mit dem Binden eines Partners und der Gründung einer Familie genug Aufgaben gestellt, sich sein ganzes Leben damit zu befassen? Und auch wenn uns Menschen durch von außerhalb wirkenden Einfluss die Vernichtung droht – was ist einzuwenden gegen ein Festhalten am pazifistischen Leitweg und der kulturellen und wissenschaftlich-technologischen Reife, und dem wehrlosen Untergang in diesem Sinne?

Nachdenklich lenke ich meine Augen auf die Buchseiten zurück; ich erfasse mit meiner ermüdeten Aufmerksamkeit ohnehin nur noch einzelne Wörter oder gar Sätze, die mir im Fluss des Textes wie hervorgehoben erscheinen. Da steht beispielsweise: »Der Bereitschaft zur Gelehrigkeit ist beim Wissenschaftler eine höhere Bedeutung beizumessen als seinem Wissen oder Ansehen.«, und innerlich stimme ich durchaus zu. Sollte man dieses elitäre wissenschaftliche Prinzip nicht auf jede Art der Entscheidung übertragen? Ich meine damit die Entscheidung in das Offensicht-

liche und das Verborgene, das keinem gefällt, keiner haben will, aber trotzdem richtig ist?

Stattdessen habe ich mir mein eigenes Schicksal offengelegt, um es vor mir wie eine Picknick-Decke auszubreiten und in Ruhe zu analysieren. Die Ecken, die ich nicht beherrsche oder je beherrschen kann, schlage ich ein; den Rest ziehe ich näher an mich heran und verstehe ihn umso mehr. Dabei werde ich aber niemals vergessen, dass jede vernünftige wissenschaftliche Interpretation mit einem »könnte auf ... hinweisen« beginnen sollte. Werden nach Jahrzehnten der Daten-Sammlung die Schlüsse berechtigter und die Fehlermöglichkeiten geringer, wird die Interpretation mit den Worten »... sollte bedeuten« lauten. Alles, was darüber hinaus geht, ist anmaßend und widerspricht dem Naturgesetz, dass der Mensch niemals alles wissen noch verstehen wird. Schließlich liegt der Wert von großer Weisheit nicht in der Fähigkeit das Wissende abzurufen, sondern in der dadurch gegebenen Fähigkeit abzuschätzen, welche Annahmen wahrscheinlich sind — oder wahr.

Das sollte mir genügen. Wie es der Entscheidung eines jeden freien Menschen entspricht, konnte ich auch in diesem Moment von der Musik weghören, den Film ausschalten, das Buch zuschlagen. Letzteres tue ich, aber so leise, dass es Anniek nicht aufweckt. Die Müdigkeit gewinnt und mit ihr das Träumen.

Ich brauche einen Plan.